



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Driefontein, Rhodesia

Aus Driefontein, Rhodesia

In den Weihnachtsferien mußten wir geschäftehalber nach Swelo, einem Städtchen mit breiten Straßen, schönen Anlagen, doch nur einstöckigen Häuschen, wie die meisten Städte Rhodesias, selbst die Hauptstadt Salisbury, angelegt sind — Rhodesia ist nämlich noch ein neues Land und beginnt sich gerade jetzt aus den ersten Anfangsgründen weiter zu entwickeln. Der Reiz des Neuen, verbunden mit einem Anstrich von Romantik lockt seit einigen Jahren viele Ansiedler herbei. Also nach Swelo gingen wir, und zwar nicht mit der langweiligen Bummelbahn, die einen halben Tag braucht, und von der aus man nur öde Steppe mit Buschwerk hier und da verstreut zu sehen bekommt, sondern per Auto. Wie ging denn das zu? Hierzulande hat jeder, man kann sagen der Ärmste, ein Auto. Oft fehlt es an der nötigsten Einrichtung zu Hause, aber ein Auto wird gekauft, und zwar hat man gute Gründe dafür. Abgesehen von den schlechten Fahrgelegenheiten per Bahn, kommt das Auto noch billiger. So wird man verstehen, daß unsere Mission auch über ein Auto verfügt, und da unser hochw. Herr Pater Superior auch Geschäfte in Swelo hatte, nahm er uns mit. Wir staunten über die gute Verfassung der Wege, die meistens durch Buschwerk, hie und da auch durch ansehnliche Baumpflanzungen führten. Vor wenigen Jahren noch passierte es oft, daß Automobile im Sande stecken blieben, besonders in der Regenzeit. Kein Wunder, sind wir doch nicht gar so weit von der Kalahariwüste, und sind Wanderungen hier in der Umgegend streckenweise sehr beschwerlich, da man bis an die Knöchel in den Sand einsinkt. Die englische Regierung gibt sich recht viel Mühe für die Hebung des Bodens, und besonders auch für das Anlegen größerer Waldungen. Alle möglichen Arten von Tannen, Kiefern, Fichten und Eukalyptusbäumen gedeihen in dem sandigen Boden rasch und gut. Seit 1924, als wir Schwestern ins Land kamen, haben große Strecken Landes ein ganz anderes Gepräge bekommen. Aus den Pflänzchen von damals sind zum Teil schon ganz ausgewachsene Bäume geworden. — Die Eukalyptusbäume besonders, wachsen sehr schnell und hoch, etwa wie daheim die Pappeln, sind jedoch viel voller an Laubwerk und tragen große Büschel weißer, weitleuchtender Blüten. Einer unserer ehrw. Brüder, ein Deutscher, versteht sich vorzüglich auf die „Forestry“, wie die Engländer sagen. Viele Meilen unserer Farm sind dank einer unermüdligen Tätigkeit mit Wald bestanden, der zur Zeit von größtem Nutzen für die Mission sein wird. — Eine ganze Reihe solcher Pflanzungen konnten wir auf unserem Wege bewundern. Allmählich wurde der Boden fester und fruchtbarer, auch wasserreicher. Wohl

mehr als ein Duzend Flüsse hatten wir zu durchqueren, die jedoch nur wenig Wasser enthielten. Bekanntlich sind ja die kleinen Flüsse Afrikas nur in der Regenzeit gefüllt, und auch dann nur, wenn es längere Zeit hindurch andauernd und heftig geregnet hat. Nach etwa vierstündiger Fahrt kam das Ziel unserer Reise in Sicht. — Es war der Vorabend des Dreikönigenfestes. Am nächsten Morgen hatten wir das Glück, in der trauten wunderschön ausgeschmückten Kapelle der Dominikanerinnen einem Hochamt beizuwohnen mit herrlicher Musik und Gesang. Es wurde die Messe der heiligen Cäcilia von einem gemischten, sehr gut geschulten Chor gesungen. Dienstags darauf lud uns der Pfarrgeistliche, ein Jesuitenpater, dem auch die Sorge für die Natives in der Stadt und den umliegenden Bergwerken obliegt, zu einem Besuche einer seiner Außenschulen in einem berühmten Industriebezirk ein. Freudig sagten wir zu, in einer Viertelstunde waren wir reisefertig, und hinaus ging's in die uns wohlbekanntere Rhodesianische Steppenlandschaft. Hier und da gewährte eine Salmulde einen kleinen Blick in die klare Ferne. Eine Art Sehnsucht überkam mich dann nach den herrlichen Fernsichten der Heimat. Wie eng begrenzt, dachte ich, ist doch der Horizont in diesem dunklen Lande; wie oft suchte ich Anregung und neuen Schwung der Seele, wie einst daheim, in der freien Gottesnatur, wenn die Geistestrockenheit mich drückte. Es gelang mir nie so recht, und ich mußte mich trösten mit dem Gedanken, daß Gott uns einst tausendfach für alles entschädigen werde, dort oben in seinem schönen Himmel. Doch was sage ich! Liegt nicht der tiefe Seelenfriede, und die kaum fühlbaren, aber eben darum um so reineren und wahreren Tröstungen, die das Wirken am Heil der armen Heiden mit sich bringt, schon jetzt alle Opfer und Entbehrungen hundertfältig auf! Doch nun zurück zu unserer Autotour: Während ich mir eben noch mit geheimer Sehnsucht die lieblichen Landschaftsbilder der Heimat vor die Seele führte, änderte sich auf einmal die Landschaft, und es bot sich unseren erstaunten Augen ein herrliches Panorama dar, das, wenn auch nicht so lieblich, so doch großartiger war, als ich je in meinem Leben gesehen habe. Da reihte sich Bergkette an Bergkette, neben- und hintereinander, die vorderen zum Teil hell beleuchtet, zum Teil im Schatten; Licht- und Farbewirkung erhöhten den Reiz des Bildes ungemein. Alle Berge waren vom Grund bis zum Gipfel dicht bewaldet. Da wir hier in Süd-Rhodesia wegen der hohen Lage etwa 1500 Meter über Meeresspiegel fast ein europäisches Klima haben, sind die hier vorkommenden Baumarten den europäischen ähnlich, nur viel mannigfaltiger in der Form und Farbe der Blätter (manche sehr zart und weich, hellgrün oder rötlich braun). Hier und dort waren die Wälder unterbrochen von stark verwittertem, grauem

Felsgestein, das den hier zahlreichen Affen Schlupfwinkel bietet. Stundenlang genossen wir diesen stetig wechselnden Anblick. Da wir langsam bergan fuhren, erschien uns die blaue Ferne immer weiter und endloser. Zuletzt mahnte uns ein Schild am Wege zur Vorsicht. Es hieß: „dangerous hill“ (gefährlicher Berg), doch unser Führer kannte keine Angst. Kaum mäßigte er das Tempo der Fahrt, und fast ohne Stocken ging's rund um den Berg an gefährlichen Böschungen und tiefen Abgründen vorbei, bis wir schließlich am Ziel unserer Reise ankamen, der sogenannten „Peakmine“. „Peak“ bedeutet bekanntlich höchster Gipfel, und wirklich hatten wir das Gefühl, als liege das ganze Land, sich endlos dehnend, vor uns. Unter uns gähnte ein Abgrund, dessen Boden wir kaum entdecken konnten, und in den umliegenden Tälern wandelten die Menschen herum wie winzige Zwerge. Hier und da entdeckte das Auge Kafferkraale zwischen den Bäumen. Sie schauten aus wie Vogelnester, hin und wieder der Schrei eines Wildvogels, sonst feierliche Stille. Ein überwältigend erhebendes Schauspiel. Hätten nicht mehrere rauchende Schloten die Anwesenheit von Bergwerken verraten, man hätte sich versetzt gefühlt in ein herrliches Stück Land, mit von europäischer Kultur unberührter Wildnis. Ach, daß dem nicht so war, sollte uns bald zum Bewußtsein kommen. Vorsichtig stiegen wir den mit Geröll bedeckten Abhang hinab, bis wir nach etwa 10 Minuten eine sogenannte „location“ erreichten. „Location“ nennt man hierzulande die Ansiedelungen der Minenarbeiter. Sie sind der Schrecken der Missionare, da sich so manches Schäflein dorthin verirrt und an Glauben und Sitte Schiffbruch leidet. Wie begründet solche Befürchtungen sind, davon sollte uns jetzt der Augenschein überzeugen. Die Hütten waren wohl weiß getüncht, aber die Menschen! Waren das wirklich „Makaranga“! Unsere „Makaranga“ und ihr Bruderstamm der „Maschona“ gelten als die tiefststehenden afrikanischen Stämme wegen ihrer Arbeitscheu und ihrer Unreinlichkeit. Doch, „wie jede Wolke, so schwer sie droht, doch eine lichte Sonnenseite hat“, so auch hier. Unsere Leute brauchen Jahre, um aus ihrem natürlichen Stumpfsinn herauszukommen, doch als Entschädigung für die mangelnde Energie und Unternehmungslust anderer Stämme hat Mutter Natur ihnen eine Gabe verliehen, die zur Missionierung recht mithilft. Und das ist ein kindlich-fröhlicher, lenksamer Sinn. Der kann aber nur zur Entfaltung kommen in der herzerquickenden Atmosphäre der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, und da das natürlich in den Bergwerken fehlt, stellen diese Minenarbeiter tatsächlich das Bild des denkbar tiefststehenden Menschentypus dar. Keine Spur von Freudigkeit, von irgendeinem Interesse an etwas Höherem, Menschenwürdigem. Vertieft starrten uns diese Augen an. Welch ein Schmerz, als wir zwischen diesen



Die 4 Schwestern, welche am 18. Juni mit dem Dampfer Toledo nach Mariannhill (Südafrika) abreisten. Von links nach rechts: Schw. Alphonsine Hofbauer, Schw. Leontine Behrend, Schw. Chrysofoma Scheb, Schw. Georgine Ruths.

elenden Wesen einige unserer früheren Zöglinge entdeckten. Scheu und zitternd näherten sie sich uns, als wir sie dazu auforderten. Hätten sie von unserem Kommen gewußt, sie hätten sich gewiß verborgen gehalten. Arme Wesen, das Laster hatte ihnen schon sein Merkmal aufgedrückt, ob sie sich seiner Gewalt jeweils wieder entwinden werden? Wir waren froh, daß sie noch ungetauft waren. — Ach, wie viele Millionen gehen durch den verderblichen Einfluß der Weißen in diesen Bergwerken verloren! Die meisten unserer jungen Burschen lockt der Hunger nach Geld hinaus, oft weit über die Grenzen ihres Heimatlandes. Nicht selten wagen sie sich ins Innere von Transval in die berühmten Goldminen von Johannesburg oder Pretoria hinein, und schon mancher ist dort spurlos verschollen, und hat Weib und Kind zurückgelassen. So haben wir eine arme junge Frau hier auf der Mission, die schon mehr als 10 Jahre alleinsteht mit ihren zwei Kindern, und die nicht mehr heiraten kann, weil der Tod ihres Mannes nicht nachgewiesen werden kann. Sie hat sich all die Zeit hindurch gut gehalten, was das aber heißt für eine Frau, die absolut keine Neigung zum ehelosen Stand verspürt, weiß Gott allein. Mehrere andere unserer christlichen Jungfrauen waren mit ihren Männern einen, höchstens zwei Tage zusammen, das Kind ist schon zwei oder drei Jahre

alt, und der Vater hat es noch nicht gesehen. Wie vieles könnte geschehen, den jungen Männern daheim passende Arbeit und Verdienst zu verschaffen, hätten wir nur mehr Priester, und vor allem mehr Geld. Die Zeit der Prüfung ist schwer, doch verlieren wir nicht den Mut, wird doch der endliche Sieg auf unserer Seite sein, und die Siegesbeute, wie herrlich wird sie sein!

Wer wollte sie nicht mit uns teilen? Die kleinste Gabe, das kleinste Gebet wird ein Unrecht darauf verleihen. Schw. Vera.



In der letzten Woche starb der Vater eines unserer Mädchen, ein berühmter Zauberer von Holy Croß. Als dieses von der Krankheit ihres Vaters hörte, bat sie uns, für einige Tage nach Haus gehen zu dürfen. Da sie bereits vor vier Jahren von dort geflohen war und es nie wagen durfte, in Ferien zu gehen, hegten wir Bedenken. Doch sie bat so flehentlich und meinte, vielleicht seine Seele retten zu können, sie wolle auch Weihwasser mitnehmen und gut beten, und so ließen wir sie dann gehen. Nach drei Tagen wollte sie wieder hier sein, kam aber nicht, und wir waren schon in banger Sorge um sie. Da kam ein Briefchen von Schwester Virginia aus Holy Croß mit der Nachricht, daß der Zauberer um die heilige Taufe gebeten habe und eines guten Todes gestorben sei. Freudestrahlend kam das Mädchen zurück und erzählte uns, mit welcher Sehnsucht ihr Vater nach der heiligen Taufe verlangt und wie sein Sohn ihn getauft habe. „Ich habe gleich meinen Vater und den ganzen Kraal mit Weihwasser besprengt, ohne daß er es merkte, und habe so den bösen Feind hinausgetrieben“, sagte sie mit fester Überzeugung.

Schw. Consolata.



Fatime, die indische Prinzessin

Von Schw. Engelberta

(Schluß.)

Kleopatra willigte ein und erlebte nun ruhige, friedliche Tage bei der Mutter und den Schwestern des Mangi (Häuptlings). Sie erzählte ihnen ihre Leidensgeschichte und alle hatten großes Mitleid mit dem geraubten Sklavenkind. Nach einiger Zeit fragte sie der edle König, ob sie, obwohl sie so schön und fast weiß sei, ihn heiraten wolle. Er sei zwar schwarz, aber er habe ein weißes Herz. Kleopatra sagte ja und wurde die glückliche Frau dieses guten Suaheli und die Mutter meiner lieben unvergeßlichen Mutter. Schön war es da, wo sie wohnten, nahe der Meeresbucht, grünseidenschimmernde Bananenhaine und süße Dattel- und hohe Kokosbäume blühten bei ihrer Hütte. Sie waren alle noch Heiden, aber voll edler Gesinnung, und als eines Tages mit einem Schiffe weiße Männer mit einem